

Pfarreiblatt

OBWALDEN



325 Jahre Pfarrkirche Sachseln

Die heutige Sachsler Pfarrkirche verdankt ihre Entstehung der Freude des Obwaldner Volkes über die Seligsprechung von Bruder Klaus. Die Kirche entstand in zwölfjähriger Bauzeit und wurde am 7. Oktober 1684, also vor 325 Jahren, geweiht.

Seite 2/3

(Bild: Josef Reinhard)

Sarnen Seite 4/5/6

Schwendi Seite 7

Kägiswil Seite 8

Alpnach Seite 9/10

Sachseln • Flüeli Seite 11/12/13

Giswil Seite 14/15

Lungern • Bürglen Seite 16/17

Kerns • St. Niklausen Seite 18/19

Melchtal Seite 20

325 Jahre Pfarrkirche Sachseln

Gnadenort für die Pilger zum Grab von Bruder Klaus

Mit dem Grab von Bruder Klaus ist die Pfarrkirche Sachseln eine seit Jahrhunderten von Pilgern aus dem In- und Ausland vielbesuchte Wallfahrtskirche. Die Weihe der heutigen Kirche erfolgte vor genau 325 Jahren.

Dieses Jubiläum bietet Gelegenheit, auf die Geschichte der Kirche zurückzublicken, die eng mit dem Grab von Bruder Klaus verbunden ist. Bereits bei der Weihe der oberen Ranftkapelle, welche an die Einsiedlerzelle im Ranft angebaut ist, hatte Weihbischof Thomas von Konstanz am 27. April 1469 verfügt, «dass Bruder Klaus von Flüe nach seinem Tod in seiner Pfarrkirche begraben werden soll». Dies war für einen Laien absolut aussergewöhnlich, bestätigt aber die Hochachtung für Niklaus von Flüe (1417-1487), der schon bei seinen Zeitgenossen als «lebendiger Heiliger» galt. Die offizielle kirchliche Heiligsprechung liess allerdings bis zum 15. Mai 1947 auf sich warten.

Wachsender Pilgerstrom nach der Seligsprechung

Bereits bis zur Seligsprechung dauerte es sehr lange. Sie erfolgte 1649 durch Papst Innozenz X. Gestützt darauf gestattete sein Nachfolger Clemens IX. am 8. März 1669 die liturgische Verehrung von Bruder Klaus als Seliger an seinem Grab in Sachseln. In der Freude der Obwaldner Bevölkerung über diesen Beschluss entstand in Sachseln der Plan, ein grösseres und würdigeres Gotteshaus zu bauen. Als Papst Clemens X. 1671 die Erlaubnis zur liturgischen Verehrung von Bruder Klaus auf das ganze Gebiet der katholischen Kantone und

der Diözese Konstanz ausgedehnt hatte, wurde die alte Kirche für den anwachsenden Pilgerstrom schnell zu klein.

Zeitweise geschlossen

Diese Vorgängerkirche, eine kleine Saalkirche, war quer zur heutigen nach Osten gerichtet. Als ältester Teil ist der romanische Kirchturm erhalten geblieben, der frei neben der Kirche stand. In einer Urkunde von 1234 findet sich die erste sichere Kunde von ihrem Bestehen. Sie war wie die heutige Kirche dem heiligen Walliser Bischof Theodul geweiht. Zweiter Kirchenpatron ist der heilige Mauritius, der Anführer der thebäischen Legion.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war die Kirche während Jahrzehnten geschlossen und Sachseln hatte von 1415 bis 1446 auch keinen Pfarrer. Nach einer chorseitigen Verlängerung wurde die Kirche am 30. August 1459, also vor 550 Jahren, neu geweiht. In ihr fand Bruder Klaus nach seinem Tod am 21. März 1487 seine Grabstätte.

Ganz Obwalden half beim Neubau mit

Der Bau der neuen Kirche wäre für die Gemeinde Sachseln allein nicht notwendig, aber auch nicht möglich gewesen. Es ging aber nicht nur um eine neue Pfarrkirche, sondern um ein Heiligtum zur Verehrung des seligen Landesvaters Bruder Klaus. Deshalb sagte die Landesregierung Rat und Hilfe zu. Weil die Patronatsrechte über die Sachslers Kirche seit der Übernahme von den Habsburgern 1415 bei der Obwaldner Regierung lagen, brauchte es

überdies deren Zustimmung zum Kirchenneubau, welche am 9. Mai 1671 erfolgte. 1672 und 1679 beschloss die Landsgemeinde für den Kirchenbau die Erhebung von Landessteuern, wobei die Sachslers das Doppelte bezahlten. Bis Sachseln die auf dem Neubau lastenden Schulden abbezahlen konnte, beschloss die Landsgemeinde auch noch im 18. Jahrhundert mehrmals Steuererhöhungen.

Kalkstein aus dem Melchtal

Der Kirchenbau wurde von Meister Hans Winden aus Ruswil geleitet. Gemäss einer Inschrift an der Kirche starb Hans Winden am 13. April 1677 beim Sturz vom Neubau. Das grosse Werk kam mit Fronarbeiten aus allen Gemeinden Obwaldens zustande. Der schwarze «Marmor» (ein schwarzer Kalkstein), mit dem die Kirche ausgestattet ist, wurde damals auf der Stöckalp entdeckt. Der schwierige Transport des Gesteins, vor allem der acht mächtigen monolithischen Säulen aus dem Melchtal über Kerns nach Sachseln, lebt noch heute in der Volkssage fort.

Zwölfjährige Bauzeit

Mit dem Bau der Kirche wurde nach der Grundsteinlegung durch den päpstlichen Nuntius Odoardo Cybo am 12. Juni 1672 begonnen. Zunächst wurde das Schiff der heutigen Kirche errichtet, und zwar knapp unterhalb der alten Kirche. Somit konnten auch während des Neubaus weiterhin Gottesdienste gefeiert werden. 1679 war das Kirchenschiff im Juli fertiggestellt. Am 28. August wurden die Gebeine von Bruder Klaus in die Altartumba der neuen Kirche übertragen. Diese

dient heute als Altar in der Grabkapelle. Danach begann am 4. September der Abbruch der alten Kirche. An ihrer Stelle entstand der Chor der heutigen Kirche. Am Pfingsten 1683 konnte darin das erste Amt gefeiert werden, und am 7. Oktober 1684 erfolgte die feierliche Einweihung der neuen Kirche durch den Konstanzer Weihbischof Georg Sigismund.

Besondere Ausstrahlung

Stilistisch ist die heutige Pfarr- und Wallfahrtskirche dem schweizerischen Frühbarock zuzuordnen, in den auch Elemente der italienischen Renaissance verarbeitet sind. Die Ausstattung mit Emporen wurde wegen des erwarteten grossen Pilgerstroms gewählt. Zu ihrer Entstehungszeit kannte die Sachsler Kirche in Grösse und Ausstrahlung wenig Vergleichbares in der Innerschweiz.

Renovation

In den Jahren 1974–76 wurde die Kirche einer durchgreifenden Restaura-

tion unterzogen. Dabei ging es vor allem um die Konservierung des Baukörpers und um die Wiederherstellung der lichten Feierlichkeit des Innenraumes, der vom Kontrast Schwarz-Weiss geprägt ist. In Anpassung an die Liturgiereform des II. Vatikanischen Konzils erhielt die Kirche über der heutigen Grabstätte von Bruder Klaus den schönen, vom einheimischen Künstler Alois Spichtig gestalteten Zelebrationsaltar. Er integrierte den Sarkophag mit der 1934 vom Goldschmied Meinrad Burch geschaffenen silbervergoldeten Figur des Heiligen in den Altar.

Die Renovationskosten von 4,75 Millionen Franken wurden gemäss der Bedeutung der Wallfahrtskirche wiederum breit verteilt getragen. Je einen Drittel trugen die Subventionen der Denkmalpflege, die Opferspenden aus dem In- und Ausland sowie der Anteil der Kirchengemeinde Sachslen bei.

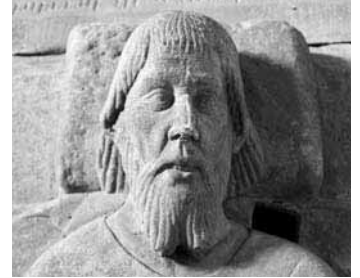
Remo Rainoni



Das 1679 in die neue Kirche übertragene Grab von Bruder Klaus ist seit der Kirchenrenovation 1974–76 in den von Alois Spichtig geschaffenen Zelebrationsaltar integriert.

(Bild: zvg)

Ausstellung im Museum Bruder Klaus



Grabplatte von 1518 in der heutigen Grabkapelle (Bild: zvg)

Zum Jubiläum der Sachsler Pfarrkirche hat Alois Spichtig im Auftrag der Kirchengemeinde im Museum Bruder Klaus eine kleine Sonderausstellung gestaltet. Sie zeigt die Entwicklung von der Kirche zur Zeit von Bruder Klaus bis zur heutigen Pfarr- und Wallfahrtskirche. Aufs engste verbunden mit den beiden Kirchen ist das Grab von Bruder Klaus, dessen Werdegang in der Ausstellung dargestellt ist.

Die Ausstellung im Museum Bruder Klaus ist bis zum 1. November vom Dienstag bis Sonntag jeweils von 10.00–12.00 und 13.30–17.00 Uhr geöffnet.

Festgottesdienst am 4. Oktober

Am Sonntag, 4. Oktober findet um 10.00 Uhr ein Festgottesdienst zum Kirchenjubiläum statt. Die Jodlerklubs Habsburg Perlen-Buchrain und Seerose Flüelen singen unter der Leitung des Komponisten die Jodlermesse «Gnademäss» des Sachslers André von Moos.

Anschliessend Volksapéro. Die Jubiläumsausstellung im Museum Bruder Klaus ist am Festtag von 10.00 bis 17.00 Uhr durchgehend geöffnet.

Die Kirche ruft ein «Jahr der Priester» aus

Don Camillos gesucht!

In einem speziellen Priesterjahr wirbt die Kirche weltweit für Priesternachwuchs. Reformen bei den Zulassungskriterien zum Priesteramt sind aber nicht geplant.

Anlass für diese Initiative ist das 150. Todesjahr des «Pfarrers von Ars», Jean-Marie Vianney, der vom Papst zum Patron aller Priester ernannt wird.

Stetig sinken die Priesterzahlen in Westeuropa seit 40 Jahren. Im Bistum Basel sank die Zahl der Priester von 1000 auf unter 500, landesweit von 3000 auf 1700. In den kommenden Jahren wird der Rückgang noch massiver werden, weil viel mehr ältere Priester sterben als jüngere geweiht werden. Ein Grund für den Rückgang an Berufungen mag demografisch und sozial sein: In einer armen Bauernfamilie mit zwölf Kindern lag es nahe, Kinder ins Kloster oder ins Priesterseminar zu schicken. Deswegen für schlechtere Zeiten und mehr Kinder zu beten, ist aber keine Lösung.

Zölibat als Berufskiller

Den Hauptgrund für den Priesterschwund bildet aber der Pflichtzölibat. Immer weniger Bischöfe, Priester und Gläubige verstehen, warum Priester, die heute meist als Single in einer Wohnung leben, keine Partnerschaft eingehen sollen. Darum erscheint es widersprüchlich, ein Jahr lang für mehr Priesterberufungen zu beten, solange am grössten Hinderungsgrund für diesen Berufsweg nichts geändert wird.

Ein weiterer Grund für die sinkenden Priesterberufungen steckt in der Fusion von Pfarreien zu immer grösseren Pastoralräumen, denen laut Kirchenrecht stets ein Priester vorstehen muss. Diese beklagen sich zu-



Priester. Diakon oder Laie? Richtige Lösung bitte ankreuzen.

(Bild: zvg)

nehmend, dass sie von einer Sitzung und Messe zur nächsten rasen, den Kontakt zu den Menschen verlieren und zu Mini-Bischöfen mutieren – ausser für Karrieristen kein attraktives Berufsbild.

Bremsen Laien die Reform?

Die Lösung des Priestermangels wird seit Jahrzehnten in der Mitarbeit von «Laien» in der Seelsorge praktiziert, obschon sie keine Laien sind, weder bezüglich Ausbildung noch Anstellung. Mit den akademisch gebildeten, hauptamtlichen Nicht-Priesterinnen und -Priestern federt die Kirchenleitung den Priestermangel aber nicht ab, sondern zögert notwendige Reformen der Zulassungskriterien zum Priesteramt hinaus und riskiert, dass die Gläubigen das Verständnis für Priesteramt und Sakramente verlieren. Denn Gemeindeleiter feiern Gottesdienste mit Kommunionverteilung und predigen, taufen Kinder und segnen Paare und Kranke. Die praktizierenden Katholiken haben sich bereits daran gewöhnt, am Sonntag einen Wortgottesdienst mit der Gemeinde-

leiterin zu feiern, und verlangen immer weniger nach eingeflogenen Priestern. Viele Pastoralassistentinnen und -assistenten geniessen inzwischen das traditionelle Sozialprestige der Priester. Damit hat die Kirchenleitung die pastoral heilvolle und theologisch unsinnige Situation von ungeweihten Laienpriestern geschaffen, die die sakramentelle Weihe überflüssig machen. «In den Schweizer Bistümern gibt es keinen Priestermangel, wohl aber einen notorischen und fatalen Weihemangel» (Paul Zulehner).

Wofür also beten?

Der 101-jährige Konzilstheologe Josef Neuner meint: «Hört endlich auf für viel Priesternachwuchs zu beten. Betet für reife und gescheite Frauen und Männer, die sich in der Kirche engagieren wollen.» So erfüllen sich vielleicht die Worte von Joseph Ratzinger aus dem Jahre 1970: «Die Kirche wird gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen.»

Lukas Niederberger

Vom Taufen und Predigen zu Entwicklung und Dialog

Mission – ja, bitte!

Den Oktober widmet die katholische Kirche der Weltmission. Geht man biblisch auf die Suche, so findet man den Begriff «Mission» nicht. Gegründet wird der Expansionsdrang des Christentums in alle Welt auf den letzten Auftrag, den Jesus im Markusevangelium seinen Jüngerinnen und Jüngern hinterlässt: «Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.»

Im Rückblick scheint die Missionsgeschichte der christlichen Kirchen vielfach eine Ansammlung von Verbrechen und Unfällen zu sein: massenhafte Zwangstaufen, Zerschlagung gewachsener Kulturen, europäische Überheblichkeit.

Ungetauft = verdammt

In der oben zitierten Rede Jesu an seine Nachfolger heisst es weiter: «Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.» Jahrhunderte lang war die allzu wörtliche Gleichsetzung von «nicht glauben» und «verdammt werden» Motivation für viele Missionare in ihrer Zeit, die armen Seelen der «Heidenkinder» vor der ewigen Verdammnis retten zu wollen. Eine Strategie von «Lass dich taufen oder du bist verloren!» war die Folge. Da ist mir der Wahlspruch des heiligen Ignatius von Loyola doch sympathischer, der das Ziel seiner Mission mit den «Seelen helfen» umschrieben hat. Darin steckt für mich eine wohlwollende Ehrfurcht eines seelsorglichen Wirkens. Wer anderen Menschen die erlösende Botschaft Jesu vermitteln will, steht nicht erhaben über dem Abgrund, aus dem andere errettet werden müssten. Viel-



Der Mensch lebt weder vom Brot noch vom Glauben allein. (Bilder: zvg)

mehr weiss sich der Gebende und Helfende auf gleicher Augenhöhe mit dem, um den man sich sorgt.

Mission – nein danke!

Missions- und kirchliche Hilfswerke wie die «Jesuitenmission» stehen mitten in einem kontroversen Spannungsfeld: Jedes Wirtschaftsunternehmen darf seine Mission entwickeln, Firmen nennen ihre Leitbilder auch «Mission Statement». Jeder Held wird für seine abenteuerlichen Missionen bewundert. Bei der Kom-

bination «Kirche+Mission» reagieren jedoch viele Menschen skeptisch bis ablehnend, weil sie an die Zerschlagung von Kulturen in Lateinamerika denken oder an die Mormonen und Zeugen Jehovas, die heute oft vor unseren Türen stehen. Darum definiere ich unsere «Jesuitenmission» heute gerne neudeutsch: «Wir sind eine der ältesten NGOs der Welt für internationale Solidarität» – gestartet am 7. April 1541, dem Tag, an dem der Jesuit Franz-Xaver in Lissabon das Schiff nach Goa bestieg.

Die Ausstrahlungskraft des Heiligen war so gross, dass man auch in Luzern beim Bau der Jesuitenkirche Franz-Xaver 1654 als Patron wählte – für die Kirche und den Kanton. Die Volksfrömmigkeit hatte ihn schon längst während der Wirrungen der Bauernkriege zum Helfer und Schutzheiligen erwählt.

Vom Taufen zum Teilen

Heute ist die Seelenrettung durch Taufe, die sicherlich auch Franz-Xaver in fremde Länder trieb, weitgehend überholt. Dennoch brauchen christliche Missions- und Hilfswerke andere Beweggründe als die ausschliessliche Entwicklungshilfe. «Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt», heisst es im ersten Petrusbrief. In einer modern verstandenen religiösen Mission geht es immer um die Bemühung um einen lebendigen, von Hoffnung geprägten Glauben, der unseren Alltag zu durchdringen und unsere Entscheidungen zu prägen vermag. Missionieren bedeutet dann, dass wir unseren Glauben und unsere Werte, unsere Leiden und Hoffnungen mit anderen teilen. Dieses Teilen schenkt Freude und will nicht nur mit den Menschen hier, sondern auch im globalen Massstab geteilt werden – bis an die Grenzen der Welt.

Verstehen und sich anpassen

Wirklich teilen verlangt Offenheit und Verstehen. Dies ist alles andere als selbstverständlich, es muss erarbeitet werden. Auf den Philippinen, wo ich einige Jahre gelebt habe, wurde erzählt, dass die ersten Missionare bei einem einheimischen Stamm mit ihrer Botschaft des «in den Himmel kommen» auf wenig Begeisterung gestossen sind. In einem sowieso schon heissen Land noch näher an die Sonne zu kommen, war keine erstrebenswerte Aussicht. Dort kommt man lieber «unter die Erde», wo es an-

genehm kühl ist. Vielleicht ist die Offenheit für solche Überraschungen die entscheidende Grundlage der Mission, nämlich Gott in allen Menschen und Kulturen, Orten und Situationen zu suchen und zu finden, also auch in den Himmelswünschen von Philippinos.

Wie viel Anpassung darf sein?

Die Diskussion, wie weit dieses Sicheinlassen auf fremde Kulturen gehen kann und darf, ist alt. Genannt sei nur der Ritenstreit in China im 18. Jahrhundert, wo die Jesuiten Kleidung und Rituale aus Konfuzianismus und Taoismus übernommen hatten und dafür von den Franziskaner-Mönchen in Rom angeklagt wurden. Eine systematisch theologische Grundlage für den Dialog zwischen Kulturen und Religionen gibt es erst seit der Erklärung «Nostra Aetate» im Zweiten Vatikanischen Konzil (1964). Kirchenamtlich ist die Vorgabe einer wertschätzenden Begegnung mit anderen Religionen und Kulturen nach 500 Jahren Missionsgeschichte also gerade mal 40 Jahre jung. Und das Dokument gilt es noch immer konkret in Tat und Haltung umzusetzen.

Glaube und Gerechtigkeit

Für die Arbeit in einem christlichen Missionswerk sind zwei Dinge massgeblich. Das eine ist die Dimension der geschwisterlichen Begegnung. Wir sind keine Geldschickmaschinen. Wir suchen echten Dialog. Damit das gelingen kann, ist jede Generation in jedem Land neu herausgefordert, sich den eigenen Glauben anzueignen und dann Sprache zu finden, um ihn für Andersdenkende und Andersglaubende verständlich auszudrücken. Die andere wesentliche Dimension ist eine einfache, aber unerlässliche Abhängigkeit von Glaube und Gerechtigkeit. Die beiden gehören zusammen. Man kann nicht Religion verkünden ohne den Menschen zu essen zu geben. Und

wir wollen nicht Essen geben ohne die Religion zu benennen, die uns motiviert und leitet, das zu tun. Wir müssen uns immer die Frage stellen: Haben wir das Evangelium ernst genommen? Haben wir eine frohe Botschaft verkündet, haben wir die Kranken geheilt und die Traurigen getröstet? Haben wir wirklich eine Mission? – ja, bitte!

P. Toni Kurmann SJ

Konzert in der Jesuitenkirche



Das Jugendorchester «Sonidos de la tierra» aus Paraguay spielt in einer Formation von zehn Musikern auf seinen Müllinstrumenten während des Gottesdienstes am Samstag, 31. Oktober, um 17.30 Uhr in der Jesuitenkirche Luzern.

Jesuitenmission.ch weltweit mit Menschen

Die Schweizer Jesuitenmission publiziert ein kostenloses Magazin mit Informationen über ihre Tätigkeiten. Die aktuelle Ausgabe stellt die zarten Neuaufbrüche der Kirche im kommunistischen Vietnam vor.

Bestelladresse: Jesuitenmission,
Hirschengraben 74, 8001 Zürich,
044 266 21 30
www.jesuitenmission.ch

Die Jesuitenmission finanziert sich durch Spenden: PC 80-22076-4.

AZA 6064 Kerns
Abonnemente und Adress-
änderungen: Administration
Pfarreiblatt Obwalden
6064 Kerns, Tel. 041 660 17 77
maria.herzog@bluewin.ch

40. Jahrgang. Erscheint vierzehntäglich. – **Redaktion:** Daniel Albert, Donato Fisch, Anny Imfeld-Heinzen, Sr. Yolanda Sigrist.
Adresse: Redaktion Pfarreiblatt Obwalden, Postfach 205, 6055 Alpnach Dorf, E-Mail pfarreiblatt@ow.kath.ch, www.ow.kath.ch –
Druck/Versand: Brunner AG, Druck und Medien, 6010 Kriens.
Redaktionsschluss Ausgabe 19/09 (18. bis 31. Oktober): Montag, 5. Oktober

Ausblick Rückblick

Ob- und Nidwaldner Seelsorger setzten sich mit Ökumene auseinander

29 Seelsorgerinnen und Seelsorger aus Obwalden und Nidwalden besuchten vom 14.–18. September die Dekanatsweiterbildung in Chur. Das Thema hiess «Ökumene: Theologie – Dialog – Pastoral».

Ökumene ist Verpflichtung. Das ökumenische Direktorium 1993 mahnt die Bischöfe, dem Ökumenismus in der Weiterbildung der Seelsorger sorgfältige Aufmerksamkeit zu schenken. Nach wie vor ist die römisch-katholische Kirche im Ökumenischen Rat der Kirche kein Vollmitglied. Allerdings unterhält sie enge Beziehungen zu ihr. «Wir sind eine amputierte Kirche, die seit der ersten Trennung einen Teil ihrer Tradition verloren hat», stellte Eva-Maria Faber, die Rektorin der Theologischen Hochschule Chur, in ihrem Referat fest. «Aber es ist nicht damit getan, dass wir Unterschiede vertuschen, die uns von Reformierten und Orthodoxen trennen.» Für den ökumenischen Dialog ist das Kennen der eigenen Position wichtig. Nur so kann Ökumene gelingen.

Praxis hinkt hintennach

Das ökumenische Anliegen ist in den vergangenen Jahren zunehmend in



Sie haben sich letzte Woche in Chur mit dem Thema Ökumene befasst.

eine Sackgasse geraten. So hat die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, in vielen Ländern wieder abgenommen. Der Wille zur Veränderung steckt zwar noch in den Köpfen. Doch die Praxis hinkt hinten nach. Das Ob- und Nidwaldner Seelsorgepersonal hat erkannt, dass Ökumene häufig mit Vorurteilen und Emotionen behaftet ist. Da braucht es Feingefühl... und letztlich einfach etwas Mut zur Veränderung bei sich selbst. Dort, wo Ökumene nicht geschieht, bewegen sich die Kirchen – ohne es zu wollen – auseinander.

Bischof Amédée Grab zeigte im Bericht über die dritte ökumenische Versammlung im rumänischen Sibiu von 2007 auf, wie viele Menschen und

Gemeinschaften das ökumenische Anliegen mittragen. An dieser Versammlung hatte er teilgenommen. Seine Bilder weckten die Hoffnung, dass mit gutem Willen und dem Wirken des Heiligen Geistes Schritte zueinander möglich sind.

Fazit der fünftägigen Weiterbildung: In der Ökumene gibt es noch viel zu tun. Streiten sich die Kirchen über Kleinigkeiten, werden sie unglaublich unwürdig. Rasche Veränderungen sind allerdings gut zu überdenken. Nähert sich die katholische Kirche der reformierten an, entfernt sie sich womöglich ungewollt von den Orthodoxen.

Donato Fisch (Text und Bild)